



Aus Freude am Lesen

Zeit seines Lebens ist sich Gregor Liedmann nicht sicher, ob er der leibliche Sohn seiner Eltern ist oder ein Findelkind, eine Flüchtlingswaise aus dem Osten, an Kindes statt angenommen in den Wirren des Zweiten Weltkriegs, nachdem der echte Gregor Liedmann im Bombenhagel in Berlin umgekommen ist. Diese Unsicherheit hat sein Leben geprägt, hat ihn zum verschlossenen Einzelgänger gemacht. Zwar hat er in den wilden Sechzigern seine große Liebe Mara geheiratet und einen Sohn mit ihr bekommen, aber nach ein paar Jahren zog es ihn wieder fort. Als Musiker hätte er Weltkarriere machen können, heißt es, er habe in Kanada und Irland gelebt – so viele Legenden umranken ihn, dass keiner mehr weiß, was wahr und was erfunden ist. Jetzt, mit gut sechzig Jahren, erkennt er, wie wichtig ihm Mara und Daniel sind. An einem Tag im späten September fährt er zur Apfelernte auf ein Landgut südlich von Berlin, wo er die beiden inmitten von Familie und alten Freunden wiedertrifft und nach der verschütteten Wahrheit sucht.

HUGO HAMILTON wurde 1953 als Sohn eines irischen Vaters und einer deutschen Mutter in Dublin geboren. Er hat bisher fünf Romane veröffentlicht, eine Sammlung von Kurzgeschichten und ein irisches Tagebuch im Gedenken an Heinrich Böll, »Die redselige Insel« (Sammlung Luchterhand 62117). Großes Aufsehen erregte er mit seinen Erinnerungsbänden »Gescheckte Menschen« und »Der Matrose im Schrank«. Hugo Hamilton lebt mit seiner Familie in Dublin und Berlin.

HUGO HAMILTON BEI BTB: Gescheckte Menschen (73425) · Der Matrose im Schrank (73766).

Hugo Hamilton

Legenden

Roman

*Aus dem Englischen von
Henning Ahrens*

btb

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»Disguise« bei Fourth Estate, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Munken Pocket* liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2010
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2008 Hugo Hamilton
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008 Luchterhand
Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe Random House
GmbH

Umschlagillustration und -gestaltung: semper smile, München
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
CP · Herstellung: SK
Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74080-2

www.btb-verlag.de

Für Coman und Theresa

Mein besonderer Dank gilt Hans Christian Oeser, Georg Reuchlein, Petra Eggers, Henning Ahrens, Rainer Milzkott, Christiane Wartenberg, Reinhard Förster, Moira Reilly, Peter Straus und Nicholas Pearson.

125921

Detail aus »Szene aus der Hirschjagd«,
Joseph Beuys

EINS

Sie waren kopflos vor Angst. Schreiend und einander bei den Händen haltend, rannten sie in den Keller, noch halb verschlafen, und wegen der Verdunkelung stießen sie ständig mit anderen zusammen. Die Kinder merkten, wie panisch die Erwachsenen klangen, sie spürten, dass ihre Eltern zitterten, sie hörten das zwischen den Wohnblöcken widerhallende Sirenenheul und schließlich das dumpfe Orgelbrummen, das die ganze Stadt erfüllte, als die Flugzeuge am Himmel erschienen.

Beim Pfeifen der ersten Bomben kauerten sie sich zusammen und beteten. »Jetzt sind wir an der Reihe, Gott steh uns bei.« Sie waren so verängstigt, dass sie vergaßen, wer sie waren. Manche markierten die Zahl der Bombennächte mit Kreide auf den Kellerwänden. Wehrlose Geschöpfe, die sich unter der Erde drängten und sich die Ohren zuhielten, während über ihnen am Nachthimmel die schwarzen Flugzeugstaffeln dahinzogen. Eine Welle nach der anderen, dazwischen tödliche Stille. Sie lauschten dem Fall jeder einzelnen Bombe, versuchten zu erraten, wie nahe sie einschlagen würde. Jedes Mal spürten sie, wie die Erde bebte, und auf der Kopfhaut spürten sie die Wucht der Explosionen, die Fensterscheiben zerspringen ließen und die Ziegel von den Dächern rissen. Die Bomben

schlugen Schneisen durch die Viertel und ließen Gebäude zurück, die wie Querschnitte von Puppenhäusern aussahen und einen Blick auf das Leben ihrer Bewohner boten, mitsamt ordentlicher Einrichtung, Kommoden und Betten, Tischen und Tee gedeck. Manche starben in ihren Wohnungen, weil sie entweder nicht rechtzeitig in den Keller geflüchtet waren oder ihre Angst verdrängt und beschlossen hatten, in den eigenen vier Wänden zu bleiben, wo sie sich mit einem letzten Schluck Wein und einer Prise Galgenhumor trösteten, während der Himmel ringsumher von den »Christbäumen« erhellt wurde, deren Lichter wie fallende Kerzen aussahen. Der Phosphor flutete die Treppen hinab und ergoss sich in die Wohnzimmer, ein grelles, weißes Feuer, das sich an den Schlafzimmerwänden entlang fraß, bis schließlich alles in Flammen stand.

Gregor Liedmann schlief in seinem Bett und wachte gar nicht erst auf. Er war knapp drei Jahre alt und glitt nahtlos aus dem Traum in den Tod, umgeben von seinen Stiften, seinem Schreibblock und dem Holzschiff, das ihm sein Großvater Emil gebaut hatte. Er sei, sagte seine Mutter, sehr sprachbegabt gewesen. Er habe früh gesprochen und schon zählen und das Alphabet schreiben können. Ungelenke Buchstaben, die auf der Seite schräg nach unten führten. Abends schlief er immer mit dem Schreibblock unter dem Kopfkissen ein, neben sich die angespitzten Stifte, die seine Mutter, um ihn nicht zu wecken, so behutsam einsammeln musste wie Mikado-Stäbchen. Er träumte vom Spucken, denn er sah immer den beiden älteren Jungen zu, die sich am anderen Ende des Stockwerks über das Geländer beugten und ins Treppenhaus spuckten. Er sah zu, wie die Spucke lautlos und in schwankender Bahn in

die Tiefe sauste und schließlich dumpf auf den gebohnerten Fußboden klatschte. Eines Tages bekam er Ärger, weil die alte Dame, die immer einen Hut trug, aufsah und ihn erblickte. Als sie die Treppe heraufkam, um sich zu beschweren, waren die älteren Jungen längst verduftet. Also musste er sich anhören, wie ungezogen es sei, anderen Leuten auf den Kopf zu spucken, und obwohl seine Mutter zu der alten Dame sagte, dass man heutzutage von schlimmeren Dingen getroffen werden könne, war sie hinterher ärgerlich und drohte Gregor damit, ihm die Stifte wegzunehmen, falls er noch einmal ins Treppenhaus spucken würde.

Nun sauste eine der mächtigen Minenbomben auf ihn herab. Zweitausend Kilo schwarzer Stahl, vollgepackt mit Sprengstoff. Seine Mutter rannte durch den Flur, wurde aber von der Druckwelle erfasst und zurück in den zur Straße gelegenen Teil der Wohnung geschleudert, wo die Zimmerdecke über ihr zusammenbrach. Man fand sie in einem Bett aus Gips, bedeckt von einem Chaos aus Balken und verbogenen Trägern. Nachdem sie wieder zu Bewusstsein gekommen war, musste man sie festhalten, weil sie unbedingt in Gregors Schlafzimmer laufen wollte. Doch das Zimmer gab es nicht mehr. Die gesamte Rückseite des Hauses fehlte. Der Junge war wie vom Erdboden verschluckt. Keine Spur mehr von ihm oder seinem Zimmer. Nur noch ein Gerippe aus fremdartigen Wänden, halbierten Räumen, fehlenden Türen und lodernden Zargen. Wären da nicht überall die grellen Feuer gewesen, der Rauch und die Nachbarn, die sie zurückhielten, dann wäre sie einfach über den Rand des Abgrunds in die Leere geschritten, die ihr Sohn hinterlassen hatte.

Am nächsten Tag war man immer noch damit beschäftigt,

die Brände zu löschen und die Straßen für Fahrzeuge freizuräumen. Von den Bäumen regneten Glutstückchen. Die Menschen waren verwirrt und orientierungslos und liefen wie betäubt durch die Gegend. Alle husteten und durchwühlten den Schutt. Rettungskräfte hoben verkohlte Balken an, um zu schauen, ob jemand darunterlag. Der Tag war dunkel. Und kalt. Es herrschte eine furchtbare Stille, und die Rauchschwaden über der Stadt verhüllten die Sonne. Einige Leute hatten sich zum Schutz vor dem Staub Schwimmbrillen aufgesetzt. Man schaffte die Menschen auf Holzbohlen fort, in Schubkarren oder in Kinderwagen. Von grauem Staub bedeckte Leichen, nackt, entstellt, rot, schwarz und rosa, verschrumpelt und ohne erkennbare Gesichtszüge. Manche waren in der Haltung miteinander verschmolzen, in der sie umgekommen waren, und mussten verkohlt und umschlungen weggetragen werden. Manchmal fand man nur noch die Andeutung eines Lebens, eine kleine Pfütze, ein Stück Fett, Reste von Wachs auf einer Tasse oder einen verbogenen Löffel. Einen geschmolzenen Knopf. Zahlreiche Keller waren durch Tunnel miteinander verbunden, so dass man von einem Haus in das nächste und bis zum Ende der Straße fliehen konnte. In einem Flur unter der Erde entdeckte man auf beiden Seiten einer Stahltür Tote, die sich in der Hoffnung davor versammelt hatten, sie würde ins Freie führen. Man konnte das Weinen und Stöhnen der Verletzten hören. Ein junges Mädchen stand verwirrt auf der Straße, einen Schal um den Kopf, und bat um einen Apfel. Hat jemand einen Apfel für mich?, wiederholte sie ständig, doch ihre Worte waren kaum zu verstehen, weil ihr fast der ganze Unterkiefer fehlte. Und überall rief man Namen. Namen hallten durch die rußgeschwärzten Skelette der Mietshäuser und

hinten auf den Höfen, wo die Mauern immer noch ohne jede Vorwarnung mit lautem Krachen einstürzten und die Menschen erneut in alle Himmelsrichtungen davonscheuchten.

Gregor. Gregor, mein Liebling.

Sie irrte durch die Straßen, suchte und rief nach ihm, als würde er draußen mit den anderen Kindern spielen. Im Laufe des Tages kehrte sie immer wieder zur Ruine ihres Mietshauses zurück und wurde von den Nachbarn getröstet. Diese hatten zwar mit ihren eigenen Verlusten und Opfern zu kämpfen, nahmen sie aber auf und teilten das Essen mit ihr. Wenn sie nachts nach ihrem Sohn rief, weil sie seine Stimme zu hören glaubte, weckte sie alle auf. Man wusste, dass die Ärzte ihr gesagt hatten, sie könne keine weiteren Kinder mehr bekommen. Also klammerte sie sich an die Hoffnung, ihren Sohn doch noch lebend zu finden, und suchte jeden Tag nach ihm. Sie suchte sieben Tage lang, fand aber nichts außer dem Bruchstück eines Stiftes. Sie bückte sich, um es aufzuheben. Die Bleimine fehlte, doch die dünne, halbrunde Ausbuchtung war noch deutlich zu erkennen. Da sie wusste, dass dieses Stückchen von einem von Gregors Stiften stammte, hielt sie es eine ganze Weile in der Hand und ging dann in den Park, wo man die Toten bestattete. Dort grub sie mit einem Stock ein kleines Loch, um das Stiftstück zu beerdigen, und betete im Anschluss lange auf den Knien.

Hunger und Kälte spürte sie nicht mehr, sondern nur noch den Verlust ihres Kindes.

»Was soll ich nur meinem Mann sagen?«, fragte sie immer wieder, was manche für ein sehr großes Maß an Liebe und Optimismus hielten. Zynischere und durch Trauer abgehärtete Menschen wiesen sie allerdings mit fast brutaler Deut-

lichkeit darauf hin, dass sie froh sein könne, wenn ihr Mann überhaupt zurückkehre. Bei diesen Worten musste sie vor aller Augen weinen. Sie rief leise seinen Namen, als würde er sich im Nebenzimmer aufhalten und könnte jede Minute erscheinen, um ihr beizustehen. Sie verbrachte ihre Tage damit, herumzuirren, wie eingesponnen in ihre Trauer, denn sie hatte nichts mehr zu verlieren, und vielleicht war es das, was sie von den anderen trennte, die immer noch so emsig auf das Überleben bedacht waren. Ihr Interesse am Leben begann zu erlöschen, ja sie vermochte sich nicht einmal mehr zu ernähren, wohingegen die anderen instinktiv weiter nach vorteilhaften Gelegenheiten suchten und auf kleine Handel und Geschäfte aus waren, die zur Sicherung ihres Überlebens beitrugen. Sie redeten, befeuert vom drohenden Verhängnis, und machten sich über ihr eigenes Schicksal lustig, ein Zeichen dafür, dass ihnen der Wert des Lebens nur umso deutlicher bewusst war. Sie entwickelten außergewöhnliche Fähigkeiten, ihre Trauer zu verdrängen, und konzentrierten sich darauf, Nahrungsmittel und Wärme ausfindig zu machen, Schokolade, Kaffee und Zigaretten. Sie klammerten sich an den kleinen Luxus, der ihnen einen Rest von Würde und Bedeutung gab. Sie dagegen hatte alle diese Überlebensfertigkeiten verloren. Ihr Orientierungssinn ließ nach, und sie erkannte die Straßen nicht mehr. Man hatte ihr alles Vertraute geraubt. Manchmal standen noch die Straßenschilder mit den Hausnummern, aber die Straße selbst war wie ausradiert, und das ganze Viertel sah allmählich aus wie offenes Land.

Eine Frau, die nicht mehr für sich selbst sorgte, stieß überall auf Unverständnis. Man fürchtete, von ihrer Trauer angesteckt zu werden. Falls die Stadt dem Feind in die Hände fiel, würde

noch Schlimmeres passieren, und man machte ihr klar, dass man sich nicht bis in alle Ewigkeit um sie kümmern könne. Sie hatte sich von einer Mutter zu einem Kind zurückentwickelt, und deshalb riet man ihr dringend, die Stadt zu verlassen. Das hätte sie schon vor langer Zeit tun sollen, sagte man ihr, vor dem Beginn der Luftangriffe. Eigentlich war sie ein Mädchen vom Land, aus der Nähe von Nürnberg. Also half man ihr, Briefe nach Hause an ihren Vater und ihre Mutter zu schreiben. Einem Nachbarn gelang es sogar, ihr eine Zugfahrkarte bis Jena und damit für die Hälfte der Strecke zu beschaffen.

Und so entfloh sie dem Gestank nach feuchtem und verkohltem Holz, an dem alle würgten und der sich unauslöschlich der Erinnerung einprägte, lief durch verheerte Straßen, suchte bei einem erneuten Luftangriff in einer U-Bahnstation Schutz und erreichte schließlich das Südkreuz, wo sie tagelang darauf wartete, einen der Züge besteigen zu dürfen. Nichts funktionierte mehr. Für eine Reise, die vor dem Krieg drei bis vier Stunden gedauert hatte, brauchte man inzwischen fast fünf Tage. Von überall strömten Flüchtlinge herbei, und Soldaten fuhren in die entgegengesetzte Richtung zur Front. Gepäck wurde zurückgelassen. Kinder wurden von ihren Eltern getrennt. Verwahrloste Jungen machten alles unsicher, suchten Streit und stahlen nicht nur Nahrungsmittel, sondern alles, was sie den hilflosen Flüchtlingen abnehmen konnten. Noch schlimmer waren jedoch die Erwachsenen, die einem Kind einen Kanten Brot entrissen.

In Jena wohnte sie bei einem älteren Paar, das zwei Söhne im Krieg verloren hatte. Nach endlosen Wochen, es war schon Frühling, wurde sie von ihrem Vater abgeholt. Wie sich herausstellte, war ihre Mutter inzwischen gestorben, und ihr

älterer Bruder galt nach einem Kampfeinsatz an der Front als vermisst. Aus diesen Gründen war ihr Vater offenbar wild entschlossen, den Rest der Familie zu retten, und er war gekommen, um sie nach Süden in Sicherheit zu bringen. Er kam mit seinem Laster, und vielleicht war es eines jener Wunder, die der Krieg mit sich bringt, dass er seine Tochter allen Widrigkeiten zum Trotz ausfindig machte. Das ältere Paar sah zu, wie er sie umarmte und lange an seinen dicken, runden Bauch drückte, und dann brachen Vater und Tochter Richtung Süden auf, fort von der russischen Front.

In den ersten Kriegsjahren war ihr Vater der Einberufung aus gesundheitlichen Gründen entgangen. Da er übergewichtig war und Probleme beim Gehen hatte, konnte er mit seinem Laster weiterhin Lebensmittel und Eisenwaren ausliefern. Doch als man gegen Ende des Krieges auch auf alte Männer und Jungen zurückzugreifen begann, wurde er trotz seiner angeschlagenen Gesundheit einberufen. Man steckte ihn in eine viel zu kleine Uniform und befahl ihm, eine Gruppe neuer Rekruten an die Front zu fahren und mit einer Ladung reparaturbedürftiger Waffen zurückzukehren. Die kaputten Waffen lieferte er allerdings nie ab. Stattdessen ließ er sie hinten auf seinem Laster liegen und erfand einen Auftrag, der ihn aus dem Kriegsgeschehen heraushielt. Er besorgte sich die entsprechenden schriftlichen Befehle und fuhr danach mit seinem Jugendfreund Max in einer Mission, wie sie sich der Hauptmann von Köpenick nicht besser hätte ausdenken können, von Stadt zu Stadt, um beschädigte Waffen einzusammeln. In einer Zeit, in der jede Waffe zählte, war das ein regelrechter Schildbürgerstreich. Und da man bald um jedes Dorf und jeden Bauernhof kämpfte, gewann diese Scheinmis-

sion noch weiter an Glaubwürdigkeit. Er hatte seinem Drückebergertum den Anschein einer heldenhaften patriotischen Tat verliehen. Hinten auf seinem Laster türmten sich alte Gewehre, jedes mit einem Etikett, das Herkunft und Schäden an Abzug oder Lauf dokumentierte. Er brachte kein einziges Gewehr zur Reparatur, sondern fuhr mit den immer gleichen Waffen durch die Gegend, lud hier und da noch eines auf oder änderte einfach das Datum auf den Etiketten. Eine riskante Sache, bei der es sich streng genommen um Fahnenflucht handelte, zumal er jetzt, unmittelbar vor Kriegsende, auch noch die Rettung seiner Tochter damit verband.

Auf dem Weg nach Süden fuhren sie meist nachts oder in den frühen Morgenstunden, und manchmal musste sie sich ducken oder nach hinten zu den Waffen setzen. Gelegentlich stieg sie wegen eines Kontrollpostens sogar aus und weiter oben an der Straße wieder ein. Kurz vor Nürnberg übernachteten sie bei Leuten, die ihr Vater von seinen Fahrten kannte. Er hatte ein Netzwerk von Helfern, meist Frauen, eine Kette von Freundinnen und Geliebten, die sich quer durch die Provinz zog, Frauen, deren Männer an der Front kämpften, Frauen, die seine Geschichten und seinen Optimismus, vor allem aber seine Lieder liebten. Wie er scherzhaft sagte, suchte er nicht nur nach lädierten Waffen, sondern auch nach lädierten Frauen.

Wenn sie wieder aufbrachen, versuchte er stets, seine Tochter mit seinem Humor und den vielen Witzen und Geschichten aufzuheitern, die er auf seinen elliptischen Touren durch die Provinz gesammelt hatte. Sie weinte immer wieder, und er sang ihr Lieder vor. Doch ihr Kind war unwiederbringlich verloren.

Die Straßen waren verstopft. Alle Welt war unterwegs, ob mit Pferd und Wagen, mit Fahrrädern oder Handkarren, und manche besaßen nur noch die Kleider, die sie am Leib trugen. Einige wussten nicht, wohin, setzten sich auf ihre Koffer und schauten traurig in die Ferne. Die Flüchtlinge erzählten schreckliche Geschichten, die für noch mehr Panik auf den Straßen sorgten. Man fuhr in den gleichen Viehwaggons nach Westen, in denen zuvor Leute nach Osten transportiert worden waren. Und dort, inmitten dieser großen Flut von Menschen, die alle nach einer neuen Bleibe suchten und hofften, nicht weiter fliehen zu müssen, parkte ihr Vater den Laster am Rand einer Kleinstadt, weil er Treibstoff auf dem Schwarzmarkt besorgen wollte, und kehrte stattdessen mit einem dreijährigen Jungen zurück.

Da es mitten in der Nacht war, schlief sie noch halb, und sie winkte ab und drehte sich weg. Sie wollte kein fremdes Kind. Doch ihr Vater stieg ein, das Kleinkind auf dem Arm, setzte es zwischen sich und seine Tochter auf den Sitz und redete so sanft, dass sie wie benommen war. Er sang ein Lied, um den Jungen und seine Tochter aufzuheitern. Wie er erzählte, war ihm das Kind von einer Frau übergeben worden, die auf der langen Flucht von Danzig sehr krank geworden war und sich deshalb nicht mehr um den Jungen kümmern konnte, der seine Eltern verloren hatte. Der Vater zeigte der Frau ein Foto seiner Tochter und versicherte ihr, dass man ab jetzt gut für den Jungen sorgen werde.

»Er ist Gregor wie aus dem Gesicht geschnitten, sieh doch«, wiederholte er immer wieder. Er sei vielleicht ein paar Monate jünger, mehr aber nicht. Ein hübscher, gesunder Bursche, der wie ihr eigener Sohn aufwachsen werde. Er habe seine Mutter

gefunden, und sie habe ihren verlorenen Sohn gefunden. Mit-
ten im gottlosen Treiben auf Erden seien sich zwei unglückli-
che Schicksale begegnet, um einander ein Vielfaches an Glück
zu schenken. Er sagte, das sei doch ein unglaublicher Zufall.

Sie betrachtete den Jungen voller Widerwillen. Er hatte
Angst, und er fror, schniefte und hustete. Seine Augen waren
entzündet. Er drückte sich eine Hand auf ein Ohr, lutschte an
einem Knopf auf der Schulter seines Wollpullovers, starrte
durch die Windschutzscheibe ins Dunkel und zerbrach sich
vermutlich den Kopf darüber, was seine Mutter aufhielt und
warum sie nicht kam, um ihn zu holen. Zwei grüne Schnod-
derfahnen hingen unter seiner Nase, und ihr Vater wollte sie
mit einem Uniformärmel abwischen. Doch der Junge zuckte
zurück, so dass der grüne Schnodder quer über sein Gesicht
geschmiert wurde. Er begann, den Kopf zu schütteln, versuch-
te aufzustehen und weinte oder jaulte, weil sein Ohr wehtat,
ein Laut, der an das Quietschen einer langsam aufgehenden
Tür erinnerte.

Der Junge sprach kaum Deutsch. Woher er stammte, wusste
nur der Himmel. Es gab weder Unterlagen noch Papiere und
auch keinen Hinweis darauf, was ihm passiert war oder was
ihn hierher verschlagen hatte. Er hatte keine Identität. Keinen
Namen. Doch all das tat jetzt nichts mehr zur Sache, weil er
einen neuen Namen, eine neue Identität und eine neue, schon
für ihn bereitstehende Biografie bekommen würde.

Obwohl sie sich anfangs dagegen sträubte, begann ihr Va-
ter, ihn Gregor zu nennen. Er gab dem Jungen eine Süßigkeit
und ließ den Motor an. »Was soll ich denn mit ihm machen?«,
fragte er bittend. »Soll ich ihn beim Roten Kreuz, bei einem
Waisenhaus oder irgendeinem Kloster abliefern?« Sie fuhren

durch die regnerische Nacht, und das Quietschen der Scheibenwischer machte alle müde. Nach einer Weile durfte der Junge das Steuer halten und hörte bald auf zu weinen. Dann schlief er ein, gewiegt vom Vibrieren des Motors und eingelullt von der heißen Luft in der Kabine und der Wärme der zwei Menschen, zwischen denen er saß.

Unterwegs hielt ihr Vater noch einmal an und ergriff ihre Hand. Sah ihr mit jener eindringlichen Zärtlichkeit in die Augen, für die er so bekannt war und überall geliebt wurde. Er legte ihren Arm um die Schultern des schlafenden Jungen und sagte ihr mit seiner festen, väterlichen Stimme, dass sie diesen Jungen bald lieben werde.

»Eines musst du mir versprechen«, sagte er. »Versprich mir, niemals jemandem zu verraten, dass er nicht dein eigener Sohn ist. Nicht einmal deinem Mann.«

Sie musste ihm die Hand darauf geben. Dann brachte er sie zum Lächeln und sagte, alles sei gut, solange sie ihn Gregor nenne. Er sei jetzt ihr Sohn, so stehe es in ihren Papieren. Sie werde bald vergessen, dass sie ihren Sohn bei einem der Luftangriffe verloren habe. Noch seien sie zwar nicht außer Gefahr, doch er werde sie in Sicherheit bringen. Nicht mehr lange, dann sei der Krieg zu Ende. Ihr Mann werde von der Front zurückkehren und sie ausfindig machen. Sie würden wieder eine Familie sein, genau wie früher, am Frühstückstisch sitzen und lachen, alle drei. In einem Album werde sie alle Fotos von Gregor und alle Anekdoten über ihn aufbewahren. Ihre Phantasie sei der Kern, um den herum er aufwachsen werde. Sie werde ihn morgens vor der Schule fest umarmen, und wenn er nachmittags heimkomme, wäre er von seinen eigenen Geschichten erfüllt. Sie werde ihm einen neuen Schreibblock und

neue Stifte kaufen, damit er weiter das Alphabet lerne, genau wie früher, wenn er in der Küche kniete, seinen aufgeschlagenen Block auf dem einen Stuhl und sein Abendessen auf dem anderen, um abwechselnd essen und schreiben zu können, erst ein Wort, dann einen Happen, dann wieder ein Wort.

Der Unterschied werde niemandem auffallen.

ZWEI

Er hat die lange Allee erreicht. Die Bäume säumen links und rechts die Straße wie eine Ehrengarde, aufrecht und hoch. Auf der rechten Seite fehlt einer wie ein Soldat, der ohnmächtig geworden ist, doch alle anderen stehen weiter stramm. Angeblich wurden diese Alleen vor langer Zeit überall in Europa gepflanzt, um die Pferde und die Insassen der Kutschen im Sommer vor der Sonne und im Winter vor dem schneidenden Wind und dem Schnee zu schützen. Jetzt blitzt die Sonne zwischen den Bäumen und wirft dunkle und helle Streifen auf den Asphalt, als würde jemand ständig das Licht an- und ausknipsen, was beim Fahren die Sicht behindert. Man hat ein Warnschild aufgestellt, das ein gegen einen Baum krachendes Auto zeigt; von der Aufprallstelle gehen Ausrufezeichen aus.

Ein warmer Tag Ende September. Gregor fährt durch die flache Landschaft südlich von Berlin zu dem Resthof, wo seine frühere Frau Mara mit ihrer Stiefschwester Katja und deren Mann Thorsten den Sommer verbringt. Sie haben Gregor eingeladen, zwei Tage beim Obstpflücken zu helfen. Mara hat extra angerufen, um ihm mitzuteilen, dass es wunderbar wäre, wenn er auch kommen würde. Dann wäre er am Wochenende nicht allein.

Wie sie das wohl gemeint hat? Allein ohne wen? Wie es so

schön heißt, kann man auch an seiner eigenen Gesellschaft Gefallen finden. Gregor und Mara sind schon seit vielen Jahren getrennt. Sie hatten wenig miteinander zu tun, sehen sich seit einiger Zeit aber wieder häufiger. Und vielleicht hat sie ihn eingeladen, um irgendein Zeichen der Versöhnung zu setzen. Als eine Art Familien-Managerin, die darauf achtet, dass die Verbindung untereinander nicht abbricht. Sie hat ihm erzählt, dass sie einen »Haufen Leute« eingeladen habe; alle sollten Äpfel pflücken, und sie finde, er müsse auch mit dabei sein.

»Bevor dein Sohn nach Afrika verschwindet«, sagte sie.

Ihr gemeinsamer Sohn Daniel hat beschlossen, einen Teil seines geerbten Geldes in einen Arbeitsaufenthalt im Sudan zu stecken. Er will Juli, seine Freundin, mitnehmen.

Der Hof liegt in der Nähe von Jüterbog. Vor ein paar Jahren hatte Daniel dort einen Job als Statist in einem Film, der auf dem Gelände der ehemaligen sowjetischen Garnison gedreht wurde. Die Russen waren dort vom Krieg bis in die Neunzigerjahre stationiert. Danach war es vermutlich, als würde man die Zeit zurückdrehen. Der Anblick der Soldaten, die nach all den Jahren ihre Sachen packten und abzogen, war mit Sicherheit eindrucksvoll. Mit den Militärfahrzeugen, die zum letzten Mal die Luft verqualmten, verschwand auch die Geschichte, und die Gebäude, die die Soldaten während des Kalten Krieges beherbergt hatten, wurden abgerissen und in einen Filmset umgewandelt, der dem Stadtrand ironischerweise etwas von der Ruinenlandschaft am Ende des Zweiten Weltkriegs verlieh. Für die Einheimischen bedeutete dies einen letzten Blick auf schreckliche Jahre; danach fielen Stadt und Landschaft in ihre einstige Anonymität zurück. Heute ist die Gegend



Hugo Hamilton

Legenden
Roman

Taschenbuch, Broschur, 304 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74080-2

btb

Erscheinungstermin: September 2010

Zeit seines Lebens ist sich Gregor Liedmann nicht sicher, ob er der leibliche Sohn seiner Eltern ist oder nur ein Findelkind, eine Flüchtlingswaise, an Kindes statt angenommen in den Wirren des Zweiten Weltkriegs. Diese Unsicherheit hat sein Leben geprägt, hat ihn zum Einzelgänger gemacht, der seine Frau Mara und den Sohn Daniel eines Tages verlassen hat. Erst Jahre später erkennt er, wie wichtig ihm die beiden sind. An einem Tag im September fährt er auf ein Landgut südlich von Berlin, wo Familie und Freunde zur Apfelernte zusammenkommen, und sucht mit ihnen gemeinsam nach der verschütteten Vergangenheit, nach sich selbst, nach seiner großen Liebe.



[Der Titel im Katalog](#)